

DER ERZÄHLER

Beilage zum Allensauer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Samsstag, 29. Oktober

Nummer 72

Nächtliche Überraschung.

Eine wahre Geschichte, erzählt von Otto König.
Der Abschied auf dem Bahnhof war nicht sehr herzlich. Man merkte eben den beiden an, daß sie schon einige Jahre miteinander verheiratet waren. Er bemühte sich, höflich zu sein, wie er das allen Damen gegenüber war, aber sie entzog ihm die Hand etwas rasch, als es nötig sein mochte, und so trafen seine Lippen nur die Luft.

Als dann der Zug fuhr, sah Helma Roter dem winkenden Arm ihres Gatten nur ein paar Sekunden lang nach. Sie nickte nachlässig, dann wandte sie sich und verließ den Bahnsteig. Ernst Roter sah nachdenklich im Abteil. Es tat ihm leid, daß seine Ehe in dieses Jahr so gekommen war. Er hatte sich oft überlegt, ob er die Schuld an diesem Zustand trug. Eines teils ja. Denn er mußte so oft unterwegs sein, weil geschäftliche Rücksichten es von ihm erforderten. Andererseits aber gestattete ja erst der Erfolg dieser Geschäftstreffen seiner Frau einen Luxus, den sie so liebte.

Wie sollte er diesen Zwiespalt überbrücken? Ernst Roter fand keine Antwort darauf. Er nahm sich nur das eine vor: Von dieser Reise bringt Du mir irgend eine Überraschung mit, die sie versteht. Er dachte nach, was es wohl sein konnte, und die Vorfreude des Schenkens verführte ihn die Fahrt. — Frau Helma sah nicht ein, warum sie die Aufmerksamkeit ihres Mannes in ihren vier Wänden verorten sollte. Im Gegenteil. Weshalb sollte sie sich nicht einen vernünftigen Abend in Gesellschaft von ein paar Freundinnen aus alter Zeit leisten? Der Mann ging ja doch kaum aus, und getauzt hatte sie deshalb lange nicht mehr.

So genügte ein paar Anzüge, um für den Abend etwas zu verpacken. Und dann sah Helma Roter vor dem Spiegel und erlebte nach langer Zeit wieder die Freude, sich „schön“ machen zu können. Sie kamte in ihrem Schmuckkasten und legte prüfend Stecken um den Hals. Doch sie gefielen ihr nicht — sie mußte nicht recht, warum —, und schließlich griff sie zu einer einfachen Brosche, die sie am Abendkleid befestigte.

Der Abend war so vergnügt gewesen, wie Helma Roter es sich verschrieben hatte. Warum konnte nur ihr Mann nicht auch so ritterlich und unterhaltend sein wie andere Herren? Warum tanzte er so ungern? Warum war er überhaupt so schwerfällig? Ach was! M's Fragen, mit denen sie sich das Nachdenken dieses schönen Abends nicht verderben wollte.

Sie streifte das Abendkleid ab und öffnete den Schrank. Sie war bestimmt nicht feige und hatte selbst vor Mäusen keine Angst. Doch jetzt fuhr sie unwillkürlich ein wenig zurück und ließ das Kleid vor Schrecken fallen. Denn dort im Schrank fand ein Mann!

Er war gewissermaßen wohl erzogen. Er bückte sich nämlich sofort, das Kleid auf und reichte es der Frau mit einer höflichen Verbeugung, so daß Helma ihre Gestalt damit verdecken konnte. Dabei sagte er, bevor seine unwillkürliche Verbeugung in Sprache wieder gefunden hatte: „Bitte, gnädige Frau, seien Sie nicht beunruhigt! Ich bin kein Eindringling, nur ein...“ — er lachte dabei etwas hilflos, was ihm sehr gut zu Gesicht stand. — „...ein ungeheurer Privatdetektiv.“

Da beherrschte Helma Roter die Lage wieder vollständig. „Drehen Sie sich um!“ befahl sie mit einer Schärfe, die keinen Widerspruch duldet. Der Fremde hörte einen Augenblick das Räuseln des Stoffes, und als er sich wieder wenden durfte, stand sie im Abendkleid vor ihm, ganz Dame: „Sie sind Privatdetektiv! Das heißt, mein Mann hat es für richtig erachtet, mich während seiner Abwesenheit durch Sie beobachten zu lassen.“

Der Mann war unglücklich. „Natürlich, gnädige Frau, ich kann es leider nicht abstreiten, es ist eine unangenehme Pflicht. Ich bin unwillig.“

„Schon gut. Erklären Sie uns beiden die weitere Unterhaltung! Ich werde Ihnen selbst die Haustür zeigen.“ Der Fremde verbeugte sich höflich. Er tat Helma Roter fast leid, weil er so zerknirschelt schien.

Es ist klar, daß Frau Helma in dieser Nacht nicht schlafen konnte. War das Mißtrauen ihres Mannes nicht eine tödliche Verleumdung für sie? Natürlich gab es darauf nur eine einzige Antwort: Scheidung. Aber vorher, wenn er zurückkam und sich heuchelhaft danach erkundigen würde, wie sie die Zeit seiner Abwesenheit verbracht hätte, würde sie ihm Worte ins Gesicht schleudern, die er sich für immer merken sollte. Und so beschloß sie sich in dieser langen Nacht damit, diese passenden Worte zu finden und auswendig zu lernen.

Natürlich lag Helma Roter nach so ermüdenden Stunden am nächsten Mittag noch zu Bett. So empfing sie auch ihren Mann, als dieser plötzlich am Morgen eintraf. „Guten Tag, Schatz! Du wunderst Dich, daß ich schon wieder hier bin. Ach, weißt Du, der Abschied gestern war so kalt, und ich habe in der Bahn immer darüber nachdenken müssen. Und schließlich sagte ich mir: Fahr zurück zu Helma, nimm sie in den Arm und...“ „Bitte“, sagte Frau Helma kalt, „bitte strengen Sie mich nicht an mit Deiner Heuchelei! Du wollest doch sicher nur erfahren, was Dein Egon ausgefallen ist.“

Er starrte sie verständnislos an: „Mein Egon? Was soll das?“ „Nun, verstellte Dich doch nicht so. Ich habe ungeschriebenermaßen gestern nach Deiner Abwesenheit dort in meinem Schrank einklicken und weiß alles. Ja, ich weiß, jetzt, wo ich Du mich schäme, und die ganze Welt soll erfahren, wie Du mich mit diesem schändlichen Mißtrauen beleidigt hast. Auf Ehre! Und jetzt hast Du mich beobachtet lassen. Du...“ „Du...“ „Aber Helma, ich...“ „Nicht, nie in meinem Leben habe ich einen Privatdetektiv an.“

Er legte ohne große Besie die Hand auf die Brust, und es leuchtete sein Gesicht darüber, daß er die Wahrheit sprach. Deshalb fuhr Frau Helma plötzlich mit einem Schrei auf dem Bett, stürzte auf ihren Schmuckkasten, riß die Schublade auf, und ließ in Schreckensstößen die Schmuckstücke fallen.

Als Helma Roter wieder zu sich kam, hielt sie es nicht für angebracht, etwas von Schreck zu sagen. Sie war im Gegenteil sehr nett zu ihrem Mann, und wenn der fehlende Schmuck nicht gewesen wäre, so hätte sie mit den Nachwirkungen dieser nächtlichen Überraschung recht zufrieden sein können.



Posthornklang.

Skizze von Emmy von Winterfeld-Barnow.

Auf glänzenden Altären, goldgeputzten Wänden und feinsten Spitzenmöbeln glänzt das Kerzenlicht im Festsaal des Thurn- und Taxischen Palais. Dort bewegt sich eine elegante Gesellschaft, tanzt ein herrliches Menuett oder sieht den Baaren zu, die mit Annuit in tiefen Verbeugungen niederfallen. Im kleinen Nebenzimmer kommt gedämpftes Licht von einem dreiarmigen Leuchter, um den herum drei Männer sitzen. „Es ist unerhört, Meiner, daß der Herzog von Hannover diesem Menue...“ — Ringer Schieber heißt er — „gestattet hat, in seinen Händen und im Braunschweig-Vierbürgischen eine eigene Postroute aufzurichten! Das greift in meine verbriefte Rechte, die nur über das ganze deutsche Gebiet das Privileg geben für alle Post- und Fahrposten, verbriefen vom Kaiser Maximilian.“ — „Ja, Herr Graf haben Sie! Aber per Kaiser hat doch dem Hannoveraner keine Er-

Der Teufelsgeiger / Paganini-Skizze von Stephan Georgi

Der große Schnitter zog durch die Länder. Er schickte seinen Wirrwirbel, die Cholera, voraus und hielt reiche Ernte. In Frankreich erst verstorben, haben nun in ganz Norditalien die Trauerklagen an zu läuten, hallen von Turin und Mailand aus weiter ins Land und drohten ihr dumpfes Memento durch die weite Eintönigkeit der lombardischen Ebene bis in das noch immer beglückseligte Florenz der Großherzogin Marie Luise von Parma.

In diese Zeit der allgemeinen Not und Sprang in das aufgeregte Parma unermutet ein anderes Ereignis, das größer war als die Furcht vor der Gefahr. In allen Straßen leuchteten große Plakate, auf denen unter Angabe des Tages, an dem auch die Messe abgehalten werden sollte, jener eine Tag stand, der alles andere in den Hintergrund rückte: Paganini wird seine Geige ertönen lassen!

Parma geriet in Aufruhr. Bisig diskutierend standen die Menschen in Gruppen auf Plätzen und Straßen, hielten in überfüllten Wirtschaften und überhörten die nahe Mahnung drohenden Unheils. „Paganini kommt! Der Wundergeiger! Der Dämon von Genua!“

Zahllos waren die in Wahrheit und Dichtung von Mund zu Mund gehenden Gerüchte über den geheimnisvollen Geiger, der eine ganze Welt in seinen Bann zu spielen vermochte, der plötzlich in irgend einer Stadt, erschien, das Publikum trotz unerhörter Eintrittspreise in seine Teufelskonzerte zog, dann wieder für Monate, gar Jahre spurlos verschwand und der seine Geliebte erschoss und im Gefängnis gefesselt haben sollte, der unglückliche Lebensbedeuter beklagte und sogar eine Herzogin von Toscana, eine Fürstin Vorphele zu seinen Füßen gekniet hatte, der auf seinem Siegeszuge durch Europa schwindelnde Träume erregte und mit den Königen um den Fahrpreis feilschte. War er wirklich der Sohn des genialen Handelsmanns Antonio Paganini? Oder sollte man jenen glauben, zu denen auch ein Teil der Bevölkerung gehörte, die in ihm einen öffentlichen Abwurmung der Hölle erblickten?

Von der Kathedrale herab riefen die Glocken. Ganz Parma war auf den Beinen. Aber die Menschen schlichen sich um das Glockengebäude herum und kanten sich vor dem Theater, dessen im Preise verachtete Plätze längst ausverkauft waren. Paganini wartete über die Furcht.

Die Glocken schlugen die Hölle. Nach kurzen Klingelzeichen setzte eine Beethoven-Symphonie ein, aber niemand achtete darauf, zu groß war die gespannte Erwartung. Als das Orchester abbrach, herrschte atemlose Stille. Aber noch immer ließ sich der Geiger nicht sehen. Die Stille, die Erwartung, das Fieber stiegen ins Unerträgliche. Rufe wurden laut, Flüche scharten. Da klang das Grollen einiger kitzeliger Trommeln: Paganini trat auf.

Das war Paganini. Schwarz gekleidet, stand eine langbeinige, schlaffe, mager, alte, vor der Menge, in weiten Strahlen viel schwarzes, leicht glänzendes Haar auf die bogenförmigen Schultern, an einem leuchtenden Gesicht trafen die Bänder an, das eine große, über der Wurzel stark gewölbte Nase hervor; schmale, dunkle Lippen waren zu einem eisigen Lächeln zusammengezogen, in dunklen Augen lag ein

starrer, kalter Blick, und an übertrieben langen Armen hingen Geige und Bogen fast bis zum Boden herab. Niemand kam von diesem erschreckenden Gesicht los, dieser Totenmaske einer lebenden Dämon, eines freudigen Schicks, eines lastenden Leides, einer verhassten dunklen Nacht. War es ein Dämon oder ein Todestänzer? Ein paar kurze, lächerlich wirkende Verbeugungen, dann sprang der Bogen auf die Saiten. Leben kam in die bunte Gestalt.

Eine hastige Kopfbewegung zu den Musikern hinunter; das Orchester wogte auf. Aus dem Tutti heraus hob sich der helle Klang der höher gestimmten Sologeige, schwang sich in rasendem Laufe hinan; in allerhöchsten, dicht am Sieg geistigen Tönen verlor sie in die gehörte Schmelze, nie gebrochener Reinheit die chromatische Skala, verlor sich zu einem höchst übersteigerten Wohlklang, der lebend, schwingend, fast plastisch und greifbar im Raum stand, daß die Augen ihn suchten, der dann ganz langsam, garter, dünner wurde, sich ausklingend zu einem Hauch verflüchtete und längst nicht mehr da war, als ihn die Chöre noch immer zu hören glaubten. Ein fähiges Allegretto folgte, das in fließgeschwindigkeit Saiten und Bindungen dahinschlief; Bassagen rasen, wie Beethovenische Saule der Springbögen durch die Luft, Tonfarben sprühten auf, grelle Flageolett-Töne blühten in dahinjagenden Schwebelnoten. Ein überstürztes Recitativo, eine wendende Bewegung des schwarzen Oberkörpers, und das Orchester brach los zu einem tosenden Ritornell, in das flammende Gegenbeile hinein zuckten. Aus dem Abgeschwunden des Orchesters ging die Geige mit einem gedrückten Sciacato hervor, das sich düster, stöhnend dahinschleifte, dann zogen die Töne die unermessliche Last eines wegmüht Niederbrechenden an sich, die leuchtenden Akkordzüge eines Sterbenden, so angestrengt und grauenvoll; Tränen rannen, die Geige weinte, wie man qualvoll, entsetzlicher nie einen Menschen hatte meinen hören. Letztes Glend strich der Bogen aus den Saiten, so juchend, daß die Frauen unten im Saal die Hände zusammenstießen, um nicht im Hilferufe eines unerträglichen Empfindens aufzuspringen. Da glich die Geige in ein leichtestes Tongewand über, aus dem es erkam wie leise murrende Glöckchen klang, ein Adagio von bescheidener Partitur, voll süß-seltigen Jambens. Aber gleichsam als schäme es sich dieser Bewegung, flammte das Orchester wieder auf. Was der Schwärze dort oben begann, war kein menschliches Spiel mehr; diese noch nie gehörten Klänge, Sprünge, Madonnen, diese mühelos dahinschwebenden Töne und Ovale, dieses Schöpfspiel zwischen Violon und doppelt gestrichenem Flageolett, diese unfaßbare Vereinigung von Flageolett und Recitativo — das war Epik, Jamben, Teufelswerk! Kurz brach das Orchester ab. Doch über dem ausklingenden Ton gellender Trompeten, ausmühender Pauken schwelte ein ferner, unwirklicher Triller.

Menschen waren aufgeregten, als sich der eiserne Bann gelöst hatte, fanden auf den Stühlen, Klaischen, schrien, lobten. Dort oben war das unheimliche Feuer der Augen verglommen; gleichgültig blickten sie herab.

Die Zwischenmusik ging in der Vorhalle der Menge unter. Dann schlug der Schwarze die Fächer mit den be-

stärkten Gegenbarationen in hässliche Erstickung, wogte ihnen Tränen in die Augen mit der Sonata appassionata, der niemand widerstehen konnte. Dann kam das Regie. Mitten im Brillieren eines lauchenden Allegretto riß der Geiger, ohne im Spiel einzuhalten, dem Instrument eine Saite herunter, spielte auf drei Saiten, riß eine weitere herab, spielte auf zwei, die dritte sprang ab... Paganini spielte weiter, spielte die Sonata auf der G-Saite allein zu Ende. Nun gab es kein Halten mehr; das Beifallstoben wurde Raserei.

Der Barm ergoß sich auf die Straßen. Durch die Menge wild gestülpter Menschen fuhr eine Rutsche mit verhängten Fenstern. Niccolò Paganini sah davor. Totenbleich war das Gesicht, Schweiß lag noch immer auf der Stirn, über blickten die Augen. Er hielt den alten, abgenutzten Geigenkasten an sich gepreßt, in dem neben dem wertvollen Guarneri-Instrument die klingende Cinnahme des Abends verwahrt war. Sein Atem ging mühsam, ab und zu ließ seine Kehle ein heiseres Hüffeln aus.

Als der Genua zwei Tage später im Festsaal des Schlosses die unheimliche Teufelskonzerte unter die erscheinende Hofgesellschaft geworden hatte, wurde bekannt, daß er auf Wunsch der Großherzogin zum Intendanten des Hoftheaters von Parma ernannt war.

Wollte der Maßlose hier zur Ruhe kommen? Der Ehrang nach dem Unsteten wählte nach wie vor in ihm und überzog die Angriffe erster Altersmüdigkeit; aber er brauchte Ruhe und Erholung. Der Hals, das Kehlkopfleid...

Auf dem Lande draußen erwartete die Villa Gajone, ein Hof, von hohen, schattigen Bäumen umgeben. Dort lebte er mit seinem geistreichen Sohn Achille, der sein Alles, sein Lebensziel war. Nur die Gegenwart des Knaben, dieser lebend glücklichen Jugend, vertrieb es, dem star-fallen Geiste ein friedvolles Lächeln abzugeben. Jüngling! In der Villa di Santa Mona zu Genua sieht ein altes Haus; dort hatte einst ein blauer, schmachtiger Knabe seine Jugend in einer dunklen Kammer verbracht, täglich zu einem wohl-bis vierzehnjährigen Leben auf der Wölfe gewandert; er wachte nicht, wie ein bunter Ball auf der Wölfe springt, wachte nicht, wie man in den blauen Himmel lacht, wachte nicht, wie man freier mit anderen Kindern; er hatte Geistesfieber und konnte sie kaum. Er kannte nur Geige, Hunger und Prügel. „Du sollst eine goldene Jugend haben, Achille!“

Aber noch etwas anderes war es, das ihn sonst so Ruhe lösen zum Weiden veranlaßte. Das wußte niemand — außer einer.

Als sich an jenem Abend des Paganini-Konzertes im Schloß die Großherzogin Marie Luise in ihr Vordir zurückgezogen hatte, schloß sie eine Schublade auf und entnahm ihr einige Notenblätter, die sie lange mit einem aus weiter Ferne nahe gehaltenen Lächeln betrachtet. Das oberste trug den handschriftlichen Titel: Marie Luise, Sonate für die G-Saite von Niccolò Paganini. August 1816.

„Achtzehnhundertundsechzehn!“ flüsterte sie. „Vor neunzehn Jahren!“

geburtstages zum Vorschein, was Ledab nicht angenehm war. Er schielte auf dem linken Auge. Seine Zeitung in der Tasche, zog er sich zum Ausgang zurück. Es war ihm plötzlich unheimlich zumute, er wühlte in Kriminalpolitik. Er hatte eine kleine Karte für solche Dinge. Aber da stand ein Gausler Heugener, um die junge Dame mit den zwei Kindern. Ledab hatte den Fall schon längst vergessen. Es waren ja nur sechzehn Mark in der Geldtasche und drei Fahrkarten. Die Dame aber weinte, und zwei abseits der Gruppe stehende Frauen erzählten, daß, daß der Dame die Geldtasche gestohlen worden sei. Sie habe Bekannte in Berlin befragen wollen und sage jetzt, kein Geld, keine Fahrkarten... die Bekannten seien auch nicht angetroffen gewesen. Schrecklich! Ledab dachte, die Dame sprach jetzt, die Kinder heulten. Das war davor, unersäglichster Verdacht. Ledab schloß für die Bienenrinnen. Hat aber die Fahrkarten! Schnell entfernte er sich, denn er hatte unwillkürlich des Bahnhofes die Tasche mit den Fahrkarten in ein Gebüsch geworfen, nachdem er das Geld herausgenommen hatte. Die Luft war rein um das Gebüsch. Er griff — Ledab hatte die Fahrkarten in der Hand. Die Geldtasche blieb im Büschel liegen. Als Ledab zurückkehrte, stand die Dame immer noch mit den Kindern auf dem Vorplatz. Ein Mann schien Geld zu sammeln für ein Telegramm, oder was da los war. Leise schielte Ledab an der Dame vorbei, sein Geige- und Mittelfinger verschwanden mit den Karten in der Tasche des hellen Mantels.

Als Ledab aber, eine gewisse Genußnahme im Herzen, verschwunden war, hielt ihn eine starke Hand fest. Drei freundliche Herren hatten ihn in die Mitte genommen. „Fort, fort, Herr Ledab!“ sagte der eine von ihnen. „Kein Aufsehen! Wie konnten Sie, ein Dieb von Ihrem Format, sich an der Frau bereichern? Wut!“ Das murmelte. „Junge, schöne Frau“, schrie Ledab zurück zur Gruppe, die Fahrkarten hielten in ihrer Tasche! Er sah noch, wie die Frau zuerst die Fahrkarten zeigte. Dann verschwand er mit den beiden Herren. Im D-Zug war er angekommen, im Auto fuhr er nach dem Polizeipräsidium. „Man hat uns schon von Ihrer Abreise nach Berlin benachrichtigt, Herr Ledab!“, sagte der Kriminalkommissar. „Sie müssen sich endlich Ihr Schicksal angeeignen lassen, was jeder Spezialarzt kann. Und schließlich haben Sie der Dame in die Manteltasche gegriffen, und ausgerechnet in Berlin am Anhalter Bahnhof!“ — „Ich habe der Dame aber etwas hineingelegt“, rief Ledab, „die Fahrkarten!“ — „Die haben Sie ihr aber erst gestohlen“, lachte der Kommissar. — „Das müssen Sie mir beweisen!“ antwortete Ledab. Aber man sperrte Ledab doch ein, verwies ihn des Landes und behielt nur sein Bild da. Was mag er heute fieden?

Der Bürgermeister suchte Valtalar zu überreden, daß er seinem Herrn melde, der junge Valtalar sei erst heute in der Nacht zurückgekommen, habe kein mißliches Pferd am Zügel führen müssen. Aber Valtalar sagte, es sei alles in Ordnung. Der Herr habe sein Pferd sorgsam abgesehen, ihm den in der Hande getan und bei ihm gewacht. Valtalar wird doch seinem Ansehen keinen Schaden machen. Aber das Leid kommt doch. Der alte Graf wird vom Kaiser zum Fürsten erhoben und ruft den Sohn zurück.

Noch einmal finden sie sich im Rosengarten, Anne und der fremde Valtalar. „Kommt Du wieder?“ fragt sie ängstlich. Da schweigt er und blickt ihren Kopf an seiner breiten Brust. „Wohin siehst Du nicht?“ „Aber mir der hier austritt?“ Sie meint nicht, sie bittet nur. „Aber mir doch einmal Menschen von Tharau!“ Soll er ihr sagen, was er ist? Er fühlt sich schuldig an ihr, an ihrem reinen jungen Herzen. Kann er sterben? Alles in Wien um sich lassen? Vater und Pflichten und seine hohe Stellung? Noch einmal reißt er sie in die Arme.

Die Postkutsche rumpelt über die Ebene, und es ertönt wehmütig: „Annenchen von Tharau ist, die mir gefällt.“ An der Heide steht ein blondes Mädchen und horcht den Tönen nach, bis sie verstiegen.

Ledab hat ein gutes Herz. Kriminalskizze von Peter Priou.

Nach langweiliger Fahrt war der Tagendieb Ledab, im D-Zug von Wien kommend, frühmorgens auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin angelangt. In der Gasse über Lüne. Die Unsicherheit der wirtschaftlichen und politischen Lage sowie das schlechte Wetter beeinflussten sein überaus empfindliches Nervensystem, obwohl er sich um Politik nicht kümmerte und, was die Wirtschaft betrifft, nicht einmal einen Reisekostenbesatz. Ein flüchtiger unangenehmer Art — sechs Monate vorher hatte Ledab in Wien abgelesen — trennte ihn von seinem besten Freund Valut, der vielleicht jetzt in Monte Carlo oder sonstwo weilt, wenn er „sah“. Von Wien hatte Ledab die Nase gründlich voll. Auch war er ausgewiesen worden. Ein kleines Geschäft an einer Marktfrauen verlor er gleich nach seiner Entlassung in die Lage, rasch zu verschwinden. Ohne einen Pfennig Geld, hungrig und müde sah er nunmehr auf dem Bahnhof. Natürlich der übliche Vertriebs. Mit ersten Bildern beobachteten zwei junge kräftige Polizeibeamte in Uniform das Treiben. Ledab trat an einen Rauchwarenstand und schneite sich nach einer Zigarette. Dann stellte er sich in eine Ecke und reinigte seine Schuhe mit seinem Taschentuch, das noch aus Bularkeit stammte. Aus dem vordem Laden mit den wunderschönen Verkaufserinnen.

Bei einem Blick in den Spiegel fand Ledab seine Vermutung bestätigt, daß seine Wäsche um den Hals herum sehr erneuerungsbedürftig sei. Da eilte aufgeregt eine junge Dame mit zwei Kindern, einem reizenden Mädchen und einem Knaben, an Ledab vorbei. Die rechte Tasche des hellen Mantels der Frau war aufgebauscht. Ledab ließ sich ihr zusammen. Geige- und Mittelfinger seiner rechten Hand arbeiteten in der gewohnten Weise. Ledab verschwand mit der kleinen Geldtasche, die nach seiner oberflächlichen Schätzung immerhin zwanzig Mark Gehaltgehalt enthalten konnte.

Nach einer Stunde war Ledab wieder am Bahnhof, aber rascher, mit frischer Wäsche um den Hals und einem ausgeglichenen Frühlid im Leide. Nur eine ungarische Zeitung wollte er sich kaufen. Er hatte die lächerliche Angewohnheit, ab und zu einmal etwas aus seiner geliebten Heimatstadt hören zu wollen, in der er sich nicht mehr sehen lassen durfte. Er mußte aus dem Lande der Bettungen. Wenn es sein kann, ließ

ruhmten Gegenbarationen in hässliche Erstickung, wogte ihnen Tränen in die Augen mit der Sonata appassionata, der niemand widerstehen konnte. Dann kam das Regie. Mitten im Brillieren eines lauchenden Allegretto riß der Geiger, ohne im Spiel einzuhalten, dem Instrument eine Saite herunter, spielte auf drei Saiten, riß eine weitere herab, spielte auf zwei, die dritte sprang ab... Paganini spielte weiter, spielte die Sonata auf der G-Saite allein zu Ende. Nun gab es kein Halten mehr; das Beifallstoben wurde Raserei.

Der Barm ergoß sich auf die Straßen. Durch die Menge wild gestülpter Menschen fuhr eine Rutsche mit verhängten Fenstern. Niccolò Paganini sah davor. Totenbleich war das Gesicht, Schweiß lag noch immer auf der Stirn, über blickten die Augen. Er hielt den alten, abgenutzten Geigenkasten an sich gepreßt, in dem neben dem wertvollen Guarneri-Instrument die klingende Cinnahme des Abends verwahrt war. Sein Atem ging mühsam, ab und zu ließ seine Kehle ein heiseres Hüffeln aus.

Als der Genua zwei Tage später im Festsaal des Schlosses die unheimliche Teufelskonzerte unter die erscheinende Hofgesellschaft geworden hatte, wurde bekannt, daß er auf Wunsch der Großherzogin zum Intendanten des Hoftheaters von Parma ernannt war.

Wollte der Maßlose hier zur Ruhe kommen? Der Ehrang nach dem Unsteten wählte nach wie vor in ihm und überzog die Angriffe erster Altersmüdigkeit; aber er brauchte Ruhe und Erholung. Der Hals, das Kehlkopfleid...

Auf dem Lande draußen erwartete die Villa Gajone, ein Hof, von hohen, schattigen Bäumen umgeben. Dort lebte er mit seinem geistreichen Sohn Achille, der sein Alles, sein Lebensziel war. Nur die Gegenwart des Knaben, dieser lebend glücklichen Jugend, vertrieb es, dem star-fallen Geiste ein friedvolles Lächeln abzugeben. Jüngling! In der Villa di Santa Mona zu Genua sieht ein altes Haus; dort hatte einst ein blauer, schmachtiger Knabe seine Jugend in einer dunklen Kammer verbracht, täglich zu einem wohl-bis vierzehnjährigen Leben auf der Wölfe gewandert; er wachte nicht, wie ein bunter Ball auf der Wölfe springt, wachte nicht, wie man in den blauen Himmel lacht, wachte nicht, wie man freier mit anderen Kindern; er hatte Geistesfieber und konnte sie kaum. Er kannte nur Geige, Hunger und Prügel. „Du sollst eine goldene Jugend haben, Achille!“

Aber noch etwas anderes war es, das ihn sonst so Ruhe lösen zum Weiden veranlaßte. Das wußte niemand — außer einer.

Als sich an jenem Abend des Paganini-Konzertes im Schloß die Großherzogin Marie Luise in ihr Vordir zurückgezogen hatte, schloß sie eine Schublade auf und entnahm ihr einige Notenblätter, die sie lange mit einem aus weiter Ferne nahe gehaltenen Lächeln betrachtet. Das oberste trug den handschriftlichen Titel: Marie Luise, Sonate für die G-Saite von Niccolò Paganini. August 1816.

„Achtzehnhundertundsechzehn!“ flüsterte sie. „Vor neunzehn Jahren!“

geburtstages zum Vorschein, was Ledab nicht angenehm war. Er schielte auf dem linken Auge. Seine Zeitung in der Tasche, zog er sich zum Ausgang zurück. Es war ihm plötzlich unheimlich zumute, er wühlte in Kriminalpolitik. Er hatte eine kleine Karte für solche Dinge. Aber da stand ein Gausler Heugener, um die junge Dame mit den zwei Kindern. Ledab hatte den Fall schon längst vergessen. Es waren ja nur sechzehn Mark in der Geldtasche und drei Fahrkarten. Die Dame aber weinte, und zwei abseits der Gruppe stehende Frauen erzählten, daß, daß der Dame die Geldtasche gestohlen worden sei. Sie habe Bekannte in Berlin befragen wollen und sage jetzt, kein Geld, keine Fahrkarten... die Bekannten seien auch nicht angetroffen gewesen. Schrecklich! Ledab dachte, die Dame sprach jetzt, die Kinder heulten. Das war davor, unersäglichster Verdacht. Ledab schloß für die Bienenrinnen. Hat aber die Fahrkarten! Schnell entfernte er sich, denn er hatte unwillkürlich des Bahnhofes die Tasche mit den Fahrkarten in ein Gebüsch geworfen, nachdem er das Geld herausgenommen hatte. Die Luft war rein um das Gebüsch. Er griff — Ledab hatte die Fahrkarten in der Hand. Die Geldtasche blieb im Büschel liegen. Als Ledab zurückkehrte, stand die Dame immer noch mit den Kindern auf dem Vorplatz. Ein Mann schien Geld zu sammeln für ein Telegramm, oder was da los war. Leise schielte Ledab an der Dame vorbei, sein Geige- und Mittelfinger verschwanden mit den Karten in der Tasche des hellen Mantels.

Als Ledab aber, eine gewisse Genußnahme im Herzen, verschwunden war, hielt ihn eine starke Hand fest. Drei freundliche Herren hatten ihn in die Mitte genommen. „Fort, fort, Herr Ledab!“ sagte der eine von ihnen. „Kein Aufsehen! Wie konnten Sie, ein Dieb von Ihrem Format, sich an der Frau bereichern? Wut!“ Das murmelte. „Junge, schöne Frau“, schrie Ledab zurück zur Gruppe, die Fahrkarten hielten in ihrer Tasche! Er sah noch, wie die Frau zuerst die Fahrkarten zeigte. Dann verschwand er mit den beiden Herren. Im D-Zug war er angekommen, im Auto fuhr er nach dem Polizeipräsidium. „Man hat uns schon von Ihrer Abreise nach Berlin benachrichtigt, Herr Ledab!“, sagte der Kriminalkommissar. „Sie müssen sich endlich Ihr Schicksal angeeignen lassen, was jeder Spezialarzt kann. Und schließlich haben Sie der Dame in die Manteltasche gegriffen, und ausgerechnet in Berlin am Anhalter Bahnhof!“ — „Ich habe der Dame aber etwas hineingelegt“, rief Ledab, „die Fahrkarten!“ — „Die haben Sie ihr aber erst gestohlen“, lachte der Kommissar. — „Das müssen Sie mir beweisen!“ antwortete Ledab. Aber man sperrte Ledab doch ein, verwies ihn des Landes und behielt nur sein Bild da. Was mag er heute fieden?

Der Bürgermeister suchte Valtalar zu überreden, daß er seinem Herrn melde, der junge Valtalar sei erst heute in der Nacht zurückgekommen, habe kein mißliches Pferd am Zügel führen müssen. Aber Valtalar sagte, es sei alles in Ordnung. Der Herr habe sein Pferd sorgsam abgesehen, ihm den in der Hande getan und bei ihm gewacht. Valtalar wird doch seinem Ansehen keinen Schaden machen. Aber das Leid kommt doch. Der alte Graf wird vom Kaiser zum Fürsten erhoben und ruft den Sohn zurück.

Noch einmal finden sie sich im Rosengarten, Anne und der fremde Valtalar. „Kommt Du wieder?“ fragt sie ängstlich. Da schweigt er und blickt ihren Kopf an seiner breiten Brust. „Wohin siehst Du nicht?“ „Aber mir der hier austritt?“ Sie meint nicht, sie bittet nur. „Aber mir doch einmal Menschen von Tharau!“ Soll er ihr sagen, was er ist? Er fühlt sich schuldig an ihr, an ihrem reinen jungen Herzen. Kann er sterben? Alles in Wien um sich lassen? Vater und Pflichten und seine hohe Stellung? Noch einmal reißt er sie in die Arme.

Die Postkutsche rumpelt über die Ebene, und es ertönt wehmütig: „Annenchen von Tharau ist, die mir gefällt.“ An der Heide steht ein blondes Mädchen und horcht den Tönen nach, bis sie verstiegen.

Ledab hat ein gutes Herz. Kriminalskizze von Peter Priou.

Nach langweiliger Fahrt war der Tagendieb Ledab, im D-Zug von Wien kommend, frühmorgens auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin angelangt. In der Gasse über Lüne. Die Unsicherheit der wirtschaftlichen und politischen Lage sowie das schlechte Wetter beeinflussten sein überaus empfindliches Nervensystem, obwohl er sich um Politik nicht kümmerte und, was die Wirtschaft betrifft, nicht einmal einen Reisekostenbesatz. Ein flüchtiger unangenehmer Art — sechs Monate vorher hatte Ledab in Wien abgelesen — trennte ihn von seinem besten Freund Valut, der vielleicht jetzt in Monte Carlo oder sonstwo weilt, wenn er „sah“. Von Wien hatte Ledab die Nase gründlich voll. Auch war er ausgewiesen worden. Ein kleines Geschäft an einer Marktfrauen verlor er gleich nach seiner Entlassung in die Lage, rasch zu verschwinden. Ohne einen Pfennig Geld, hungrig und müde sah er nunmehr auf dem Bahnhof. Natürlich der übliche Vertriebs. Mit ersten Bildern beobachteten zwei junge kräftige Polizeibeamte in Uniform das Treiben. Ledab trat an einen Rauchwarenstand und schneite sich nach einer Zigarette. Dann stellte er sich in eine Ecke und reinigte seine Schuhe mit seinem Taschentuch, das noch aus Bularkeit stammte. Aus dem vordem Laden mit den wunderschönen Verkaufserinnen.

Bei einem Blick in den Spiegel fand Ledab seine Vermutung bestätigt, daß seine Wäsche um den Hals herum sehr erneuerungsbedürftig sei. Da eilte aufgeregt eine junge Dame mit zwei Kindern, einem reizenden Mädchen und einem Knaben, an Ledab vorbei. Die rechte Tasche des hellen Mantels der Frau war aufgebauscht. Ledab ließ sich ihr zusammen. Geige- und Mittelfinger seiner rechten Hand arbeiteten in der gewohnten Weise. Ledab verschwand mit der kleinen Geldtasche, die nach seiner oberflächlichen Schätzung immerhin zwanzig Mark Gehaltgehalt enthalten konnte.

Nach einer Stunde war Ledab wieder am Bahnhof, aber rascher, mit frischer Wäsche um den Hals und einem ausgeglichenen Frühlid im Leide. Nur eine ungarische Zeitung wollte er sich kaufen. Er hatte die lächerliche Angewohnheit, ab und zu einmal etwas aus seiner geliebten Heimatstadt hören zu wollen, in der er sich nicht mehr sehen lassen durfte. Er mußte aus dem Lande der Bettungen. Wenn es sein kann, ließ

Ledab hat ein gutes Herz. Kriminalskizze von Peter Priou.

Nach langweiliger Fahrt war der Tagendieb Ledab, im D-Zug von Wien kommend, frühmorgens auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin angelangt. In der Gasse über Lüne. Die Unsicherheit der wirtschaftlichen und politischen Lage sowie das schlechte Wetter beeinflussten sein überaus empfindliches Nervensystem, obwohl er sich um Politik nicht kümmerte und, was die Wirtschaft betrifft, nicht einmal einen Reisekostenbesatz. Ein flüchtiger unangenehmer Art — sechs Monate vorher hatte Ledab in Wien abgelesen — trennte ihn von seinem besten Freund Valut, der vielleicht jetzt in Monte Carlo oder sonstwo weilt, wenn er „sah“. Von Wien hatte Ledab die Nase gründlich voll. Auch war er ausgewiesen worden. Ein kleines Geschäft an einer Marktfrauen verlor er gleich nach seiner Entlassung in die Lage, rasch zu verschwinden. Ohne einen Pfennig Geld, hungrig und müde sah er nunmehr auf dem Bahnhof. Natürlich der übliche Vertriebs. Mit ersten Bildern beobachteten zwei junge kräftige Polizeibeamte in Uniform das Treiben. Ledab trat an einen Rauchwarenstand und schneite sich nach einer Zigarette. Dann stellte er sich in eine Ecke und reinigte seine Schuhe mit seinem Taschentuch, das noch aus Bularkeit stammte. Aus dem vordem Laden mit den wunderschönen Verkaufserinnen.

Bei einem Blick in den Spiegel fand Ledab seine Vermutung bestätigt, daß seine Wäsche um den Hals herum sehr erneuerungsbedürftig sei. Da eilte aufgeregt eine junge Dame mit zwei Kindern, einem reizenden Mädchen und einem Knaben, an Ledab vorbei. Die rechte Tasche des hellen Mantels der Frau war aufgebauscht. Ledab ließ sich ihr zusammen. Geige- und Mittelfinger seiner rechten Hand arbeiteten in der gewohnten Weise. Ledab verschwand mit der kleinen Geldtasche, die nach seiner oberflächlichen Schätzung immerhin zwanzig Mark Gehaltgehalt enthalten konnte.

Nach einer Stunde war Ledab wieder am Bahnhof, aber rascher, mit frischer Wäsche um den Hals und einem ausgeglichenen Frühlid im Leide. Nur eine ungarische Zeitung wollte er sich kaufen. Er hatte die lächerliche Angewohnheit, ab und zu einmal etwas aus seiner geliebten Heimatstadt hören zu wollen, in der er sich nicht mehr sehen lassen durfte. Er mußte aus dem Lande der Bettungen. Wenn es sein kann, ließ

Ledab hat ein gutes Herz. Kriminalskizze von Peter Priou.

Nach langweiliger Fahrt war der Tagendieb Ledab, im D-Zug von Wien kommend, frühmorgens auf dem Anhalter Bahnhof in Berlin angelangt. In der Gasse über Lüne. Die Unsicherheit der wirtschaftlichen und politischen Lage sowie das schlechte Wetter beeinflussten sein überaus empfindliches Nervensystem, obwohl er sich um Politik nicht kümmerte und, was die Wirtschaft betrifft, nicht einmal einen Reisekostenbesatz. Ein flüchtiger unangenehmer Art — sechs Monate vorher hatte Ledab in Wien abgelesen — trennte ihn von seinem besten Freund Valut, der vielleicht jetzt in Monte Carlo oder sonstwo weilt, wenn er „sah“. Von Wien hatte Ledab die Nase gründlich voll. Auch war er ausgewiesen worden. Ein kleines Geschäft an einer Marktfrauen verlor er gleich nach seiner Entlassung in die Lage, rasch zu verschwinden. Ohne einen Pfennig Geld, hungrig und müde sah er nunmehr auf dem Bahnhof. Natürlich der übliche Vertriebs. Mit ersten Bildern beobachteten zwei junge kräftige Polizeibeamte in Uniform das Treiben. Ledab trat an einen Rauchwarenstand und schneite sich nach einer Zigarette. Dann stellte er sich in eine Ecke und reinigte seine Schuhe mit seinem Taschentuch, das noch aus Bularkeit stammte. Aus dem vordem Laden mit den wunderschönen Verkaufserinnen.

Bei einem Blick in den Spiegel fand Ledab seine Vermutung bestätigt, daß seine Wäsche um den Hals herum sehr erneuerungsbedürftig sei. Da eilte aufgeregt eine junge Dame mit zwei Kindern, einem reizenden Mädchen und einem Knaben, an Ledab vorbei. Die rechte Tasche des hellen Mantels der Frau war aufgebauscht. Ledab ließ sich ihr zusammen. Geige- und Mittelfinger seiner rechten Hand arbeiteten in der gewohnten Weise. Ledab verschwand mit der kleinen Geldtasche, die nach seiner oberflächlichen Schätzung immerhin zwanzig Mark Gehaltgehalt enthalten konnte.

Nach einer Stunde war Ledab wieder am Bahnhof, aber rascher, mit frischer Wäsche um den Hals und einem ausgeglichenen Frühlid im Leide. Nur eine ungarische Zeitung wollte er sich kaufen. Er hatte die lächerliche Angewohnheit, ab und zu einmal etwas aus seiner geliebten Heimatstadt hören zu wollen, in der er sich nicht mehr sehen lassen durfte. Er mußte aus dem Lande der Bettungen. Wenn es sein kann, ließ